

Das Glück der Welt.

Roman von **Hanns v. Spielberg.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Der Senator war nach Bremen zurückgereist, Wilberg hatte als Mitglied des Herrenhauses viel in der Residenz zu thun, die aufkeimende Liebesblüthe blieb daher gerade vor den Augen verborgen, die vielleicht am schärfsten blickten. Der Direktor war viel zu unbefangen, um den Beobachter zu spielen, und mit Hella ging gerade in jener Zeit eine merkwürdige Veränderung vor, die ihrem ganzen Sein eine andere Richtung gab.

Der Freiherr war endlich während der kurzen parlamentarischen Ferien aus Berlin zurückgekehrt und hatte seinen Sohn mitgebracht. Natürlich machte Herbert schon am ersten Tage in dem Hause des Grubendirektors seinen Besuch; er drückte Werner flüchtig die Hand, erkundigte sich etwas von oben herab nach dem Befinden des „berühmten" Kranken und versuchte es dann, sich ausschließlich Hella zu widmen. Es war dem jungen Mädchen ja nicht möglich, sich ihm völlig zu entziehen, so sehr sie es allem Anschein nach zu thun wünschte. Herbert war immerhin der Sohn des Prinzipals ihres Bruders, sie mußte gewisse Rücksichten ihm gegenüber beobachten. Leider aber verstand der junge Offizier entweder ihre Zurückweisungen nicht oder wollte sie nicht verstehen — er suchte nicht nur das alte Spiel, das er im Frühjahre begonnen, fortzusetzen, sondern ließ sich noch weiter von seiner Leidenschaft fortreißen.

Mit vieler Mühe gelang es ihm, einen Augenblick des Alleinseins mit Hella zu erspähen. Sie ging auf dem Fußwege, der nach dem Dorfe Wertzfeld führte, um einige Besorgungen bei den dortigen Krämern auszuführen, als er plötzlich neben ihr auftauchte und um die Erlaubniß bat, sie begleiten zu dürfen.

Es war unmöglich, die Bitte abzuweisen. „Ich habe kein ausschließliches Anrecht auf diesen Weg," sagte sie indeß ziemlich kühl, indem sie zugleich ihre Schritte beschleunigte.

Er ging eine Weile schweigend an ihrer Seite; einmal, als sein Arm leicht den ihren streifte, zuckte sie unwillig zusammen und suchte die äußerste Grenze des schmalen Pfades zu verfolgen. „Was haben Sie gegen mich, Fräulein Welter?" fragte er mit bewegter Stimme.

„Ich gegen Sie, Herr v. Wilberg? Nichts!"

„Doch — doch, gnädiges Fräulein; Sie, die Sie gegen alle Welt gütig und freundlich sind, behandeln mich wie einen gänzlich Fremden, der auch nicht der geringsten Beachtung werth ist. Das schmerzt mich, Fräulein Welter!"

Sie zog die schöngeformten Achseln hoch, um ihre vollen Lippen spielte ein spöttisches Lächeln. „Es liegt ja nur an Ihnen, sich dem was Sie meine Behandlung nennen, zu entziehen, Herr v. Wilberg."

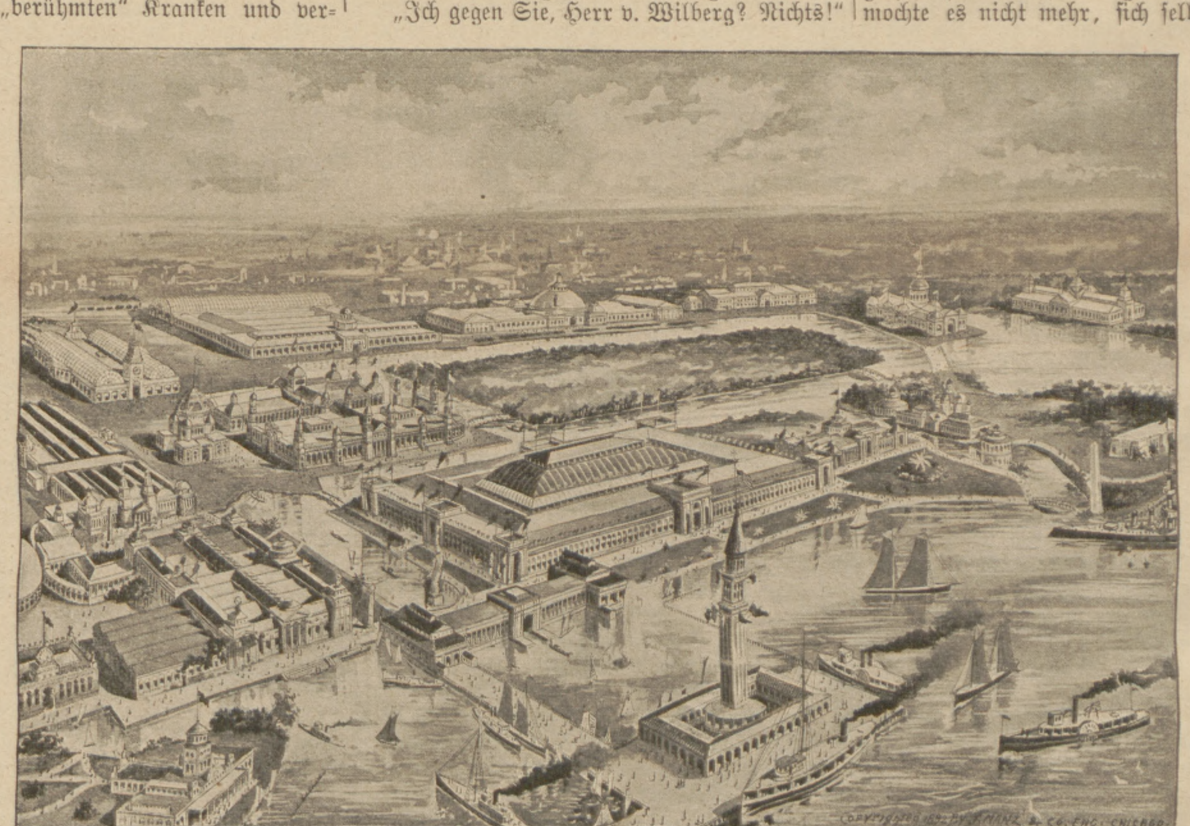
Seine Wangen färbten sich, er biß die Zähne fest aufeinander. „Das heißt mit anderen Worten: entheben Sie mich Ihrer Gesellschaft, mein Herr!" stieß er hervor.

„Welche Bedeutung Sie meinen einfachen Worten geben wollen, muß ich Ihnen überlassen."

„Fräulein Welter!" rief er heftig. „Was habe ich Ihnen gethan? Warum spotten Sie meiner, wo doch Niemand Ihnen inniger zugethan sein kann, als gerade ich!" Er vermochte es nicht mehr, sich selbst Zügel anzulegen, leidenschaftlich erregt fuhr er fort: „Ja, warum soll ich es denn nicht offen aussprechen, was Sie ja längst wissen, daß ich Sie liebe, Hella, daß ich Sie anbete —"

Sie wandte sich zum ersten Male nach ihm um und sah ihm mit einem so eisig kalten Ausdruck in's Gesicht, daß er plötzlich mitten im Satze verstummte.

„Wie oft haben Sie in Ihrem Leben diese Redensarten schon gebraucht?" sagte sie ruhig, aber schneidend scharf. „Heben



Die Weltausstellung in Chicago. (Gesammtübersicht.) [S. 228]

Sie dieselben für passendere Adressen auf, wenn ich bitten darf; mich aber verschonen Sie damit. Ich könnte sonst in die unangenehme Lage kommen, den Schutz meines Bruders oder Ihres eigenen Herrn Vaters in Anspruch zu nehmen!"

„Wofür halten Sie mich, daß Sie Beleidigung auf Beleidigung häufen!" rief er mit einem fast verzweifelten Auffflackern seines Stolzes. „Was gibt Ihnen ein Recht, Fräulein Welter, an meinem ehrlichen Herzen, an der Aufrichtigkeit meiner Liebe zu zweifeln — wodurch, ich frage Sie nochmals, habe ich diesen Spott und Hohn verschuldet?"

„Wodurch?" Hella blieb stehen und hob leise, wie abwehrend den Arm. „Als ich hierher kam, Herr v. Wilberg, da hielten Sie mich für eine leichte Eroberung, ich schien Ihnen gut genug zum Zeitvertreib. Das mag Ihnen hingehen! Daß Sie aber jetzt, nachdem Sie mich besser kennen, mir noch wagen von Liebe zu sprechen, das, mein Herr, ist eine Beleidigung, die ich Ihnen nie vergeben kann. Wie nun, wenn ich Sie fragte, was Ihr Herr Vater zu einer Braut seines einzigen Sohnes sagen würde, die schlichtweg Hella Welter heißt und keinen Pfennig Vermögen hat?"

„Hella, bei Gott, kein Hinderniß wäre groß genug, um —"

„Ersparen Sie sich den Schwur, Herr v. Wilberg, ich werde Sie sicher nicht in die Verlegenheit bringen, ihn einlösen zu müssen. Aber gesetzt, Sie trotzten wirklich allen Vorurtheilen und der sehr energischen Willensäußerung Ihres Herrn Vaters, an der es gewiß nicht fehlen würde, was dann? Sie sind ein Kavalier, der gewiß in der Front der Schwadron seine Stelle trefflich ausfüllt, Sie sind vielleicht sogar wirklich ein begabtes Mitglied Ihres von mir aufrichtig hochgeschätzten Standes, und ich will gern annehmen, daß Sie in diesem eine glänzende Laufbahn vor sich haben — das Alles aber, Herr v. Wilberg, wird Ihnen nicht ermöglichen, die höchst einfache Frage zu lösen: wie ernährst Du Deine Familie?"

„Und diese unglücklichen Verhältnisse wollen Sie mir zur Last legen?" unterbrach er sie vorwurfsvoll.

Sie holte tief Athem. „Nein! Verstehen Sie mich doch recht! Ihnen mache ich nur den Vorwurf, daß Sie jene Verhältnisse kennen und es trotzdem gewagt haben, einem armen Mädchen von Liebe zu sprechen — ein Vorwurf, der allerdings um so schwerer wiegt, als ich Ihnen weder die Kraft, noch die Beständigkeit zutraue, im Nothfall durch ehrliche Arbeit alle Hindernisse zu besiegen. Und nun, Herr Lieutenant v. Wilberg, bin ich zu Ende. Ich darf Sie jetzt wohl ersuchen, mich allein weiter gehen zu lassen."

Stolz erhobenen Hauptes ging sie. „Hella!" wollte er rufen, aber kein Ton kam über seine Lippen. Wie gebannt stand er auf derselben Stelle, bis ihre schlanke Gestalt hinter der nächsten Wegebiegung verschwand, dann warf er sich in das Moos und weinte wie ein Kind.

Aber auch an Hella Welter war diese Aussprache nicht spurlos vorübergegangen. So stolz sie von ihm geschieden war: ihre Brust empfand unendliches Weh, über das sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte, und auch in ihre Augen drängten sich Thränen. Als sie am Abend erfuhr, daß der junge Baron infolge einer Depesche aus Berlin plötzlich abgefahren sei, mußte sie die Hand fest auf das pochende Herz drücken. Dann lachte sie wieder bitter über sich selbst. Fühlte sie denn nur eine Spur eines wärmeren Interesses für den eitlen Gecken? Nein, nein — tausendmal nein! Es war ihr ja eine Wohlthat gewesen, ihm so recht gründlich ihre Meinung sagen zu können — eine Wohlthat, ach! sie empfand es in demselben Athemzuge, die ein Stück ihres eigenen Herzens kostete. —

Was Wunder, daß Hella in diesen Tagen wenig aufgelegt war, sich eingehender um Ellen und Pedro zu kümmern. So blieb nur Toska, und diese war in der That die Einzige, der die leise emporkeimende Neigung der beiden Herzen nicht entging. Aber sie war weit entfernt, derselben irgend welche Hindernisse in den Weg zu legen — im Gegentheil, sie freute sich in tiefster Brust über das stille Glück Ellen's.

Toska v. Wilberg war ein seltsames Mädchen; sie konnte gegen den großen Troß der oberflächlichen Bekannten eine Kälte entwickeln, die an Hochmuth grenzte, dafür hielt sie aber mit größter Zähigkeit an allen denen fest, denen sie einmal ihre Zuneigung zugewandt hatte. Durch und durch Aristokratin, liebte sie es, die Vorrechte des Standes, in dem sie geboren und erzogen war, streng geltend zu machen; aber noch strenger war sie sich der Pflichten bewußt, welche eine bevorzugte Stellung in der Welt auferlegt. Die Armen und Kranken, die Wittwen und Waisen in der ganzen Umgegend von Schloß Wertzfeld wußten davon zu erzählen. Und nicht in Aeußerlichkeiten suchte sie die Vorrechte ihrer Geburt, nicht in einem Abschluß gegen andere Stände — der Adel galt ihr als das Vorbild, als der berufene Lehrer und Erzieher des Volkes. Voll Interesse für Alles, was ihr edel, schön und gut erschien, entwickelte sie ein lebhaftes Verständniß für die Fortschritte auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, und mehr als einmal hatte der Freiherr sich seufzend gefragt, ob ihm Toska als Sohn nicht geistig näher stehen würde, als Herbert, der überall nur die Oberfläche des Daseins betrachtete und jeder ernsteren Auffassung gern aus dem Wege ging.

Dem scharfen Blicke des jungen Mädchens waren die Absichten, welche ihr Vater in Bezug auf Herbert und Ellen hegte, nicht entgangen. Sie hatte aber bald erkannt, wie wenig der Bruder und die Freundin im Grunde zu einander paßten. Im besten Falle gab es eine Ehe, wie es deren so viele auf der Welt gibt — eine Ehe, in welcher beide Theile vielleicht leidlich friedlich nebeneinander, aber nie miteinander leben. Herbert brauchte eine Gattin, die ihn nicht nur dauernd zu fesseln verstand, sondern die seinem schwankenden Charakter auch eine feste Stütze sein konnte. Toska begrüßte daher die entstehende Liebe zwischen Pedro und Ellen mit Freude.

So standen die Sachen, als zwei fast gleichzeitig einlaufende Briefe in dem kleinen, friedlichen Direktorhause eine gewaltige Aufregung hervorriefen.

Der eine, zuerst anlangende und umfangreichere, war von Dolores aus Lissabon an ihren Bruder gerichtet und kam als Einlage eines Schreibens des Senators Barsdorf, denn an die Firma Barsdorf hatte sie sich zunächst wenden müssen, da ihr der Aufenthaltsort Pedro's noch unbekannt war. Dolores gab ihrem Glück über das bevorstehende Wiedersehen Ausdruck, sie schilderte kurz ihre Erlebnisse während des letzten Jahres und theilte Pedro schließlich mit, daß sie unter dem Schutze eines Freundes, des Don Juan Ceriso, reise und den Bruder in Berlin erwarte, wo sie in etwa acht Tagen eintreffen würde. Die Frist war so kurz, daß Pedro fast unmittelbar nach Empfang des Briefes abreisen mußte. Das Schreiben des Senators enthielt die überraschende, allerdings etwas verklausulirte Mittheilung, daß die Firma Barsdorf & Comp. bereit sei, mit den Erben des verstorbenen Carlos Ceriso behufs Abwickelung der alten Verpflichtungen des Hauses in Unterhandlung zu treten und unter Voraussetzung der Legitimation beider Erben ihren Vorschlägen entgegensehe.

Der zweite Brief kam ebenfalls aus Lissabon und war von Juan an Welter gerichtet. Auch Ceriso forderte in wenigen Zeilen den Freund zu einem Zusammentreffen in Berlin auf.

Während aber Pedro, Werner und Hella noch beieinander saßen, und staunend über die seltsame Verkettung des Schicksals der ihnen Theueren plauderten, ritt Toska vor die Thür und rief Hella und Pedro heraus, um ihnen mitzutheilen, daß sie einen Brief von Dolores Carion erhalten habe. Dolores hatte das Bedürfniß gefühlt, bald nachdem sie den europäischen Boden wieder betreten, auch nach Schloß Wertzfed ein Lebenszeichen zu geben, nicht ahnend, daß ihr Bruder ganz in der Nähe weilte.

Welch' merkwürdige Fügung! Wie wunderbar die verworrenen Fäden in dem kleinen, einsamen Hause am Bergeshang zusammenliefen, und doch vermochte noch Keiner der hier Versammelten das seltsame Gefüge des Schicksalsgewebes völlig zu übersehen. Sie konnten sich nur des bevorstehenden Wiedersehens freuen, mußten der Stunde harren, wo Ceriso und Dolores ihre knappen schriftlichen Mittheilungen mündlich ergänzen würden.

Am nächsten Tage schon sollte Welter, der sich telegraphisch einen kurzen Urlaub von dem im Bade weilenden Freiherrn erbat, mit Pedro Carion nach Berlin fahren. Den letzten Abend wollten sie ganz den Damen widmen, eine Gelegenheit, die der Direktor selbstverständlich nicht vorübergehen lassen konnte, ohne mit kunstgeübter Hand eine seiner unübertrefflichen Bowlen zu mischen. Aber er war selbst sein bester Gast, wie er mit Fräulein v. Wilberg auch fast die ganzen Kosten der Unterhaltung trug. Hella war merkwürdig still, was den Bruder zu der kühnen Behauptung veranlaßte, sie trage eine stille Liebe zu dem ehrwürdigen Glatzkopf des Doktor Wegner im Herzen; und Ellen und Pedro waren ausschließlich mit sich selbst beschäftigt. Sie führten eine Unterhaltung miteinander, die nicht der Worte bedurfte, und aus dem schmerzlichen Gefühl des bevorstehenden Scheidens sproßte in Ellen's Herzen zum ersten Male die klare Empfindung der beseligenden Liebe empor. Das leise Zittern ihrer Hand beim Abschiedsgruße verrieth Pedro sein Glück, und sein letztes: „Auf Wiedersehen, Fräulein Barsdorf — auf frohes Wiedersehen!" klang ihr wie ein verheißungsvolles Glockengeläute.

Toska und Ellen saßen stumm nebeneinander, als sie durch die laue Septembernacht heimfuhren. Eine Stunde später aber schlich sich Toska noch einmal in das Zimmer ihrer kleinen, lieben Freundin und trat leise an ihr Bett. Ellen hatte ihr Kommen nicht bemerkt, sie hatte den Kopf fest in die Kissen gedrückt, und Toska hörte das verhaltene Schluchzen, das sich ihrer Brust entrang.

Sie forschte nicht, sie fragte nicht. Leise, einer sorgenden Mutter gleich, legte sie den Arm um Ellen's Nacken. „Feiert man so sein Glück?" fragte sie.

Ellen richtete sich erschrocken auf, dann aber umschlang sie die Freundin mit stürmischer Herzlichkeit. „O Toska, mir ist ja so wohl und so unendlich weh zugleich. Ich könnte jubeln und muß doch ohne Unterlaß weinen. Toska, Du Gute, Du Kluge, was soll daraus werden?"

„Du hast ihn so recht von Herzen lieb, Ellen? So daß Dir die ganze Welt nichtig erscheint ihm gegenüber?"

Sie nickte leise. „Es ist über mich gekommen heute Abend, ich weiß nicht wie. Als ich hörte, daß er fortging, da krampfte sich plötzlich mein Herz zusammen, und als er mir dann so gut, so innig in die Augen blickte, da meinte ich, ich müsse sterben vor Glück und

Schmerz. Ach, ich werde ihn wohl nie, nie wiedersehen."

Toska beugte sich über sie und küßte ihr die brennenden Lippen. „Eine kleine Närrin bist Du, mein Herz. Du wirst ihn wiedersehen und Alles wird gut werden. Du wirst sehr glücklich sein, und ich werde mich innig darüber freuen." Dann drückte sie Ellen leise in die Kissen zurück. „So, nun schlafe aber, mein Schatz," sagte sie mit einem letzten Kuß, „schlafe sanft und träume von ihm."

13.

„Wir wollen die Glücklichen ganz der Freude des Wiedersehens überlassen und uns zurückziehen!" hatte Juan nach der ersten Begrüßung gemeint und Welter unter den Arm gefaßt. Die Geschwister merkten gar nicht einmal, daß sie allein waren, sie blickten sich immer wieder in die Augen und wurden nicht müde, einander immer auf's Neue an's Herz zu schließen.

„Höre 'mal, mein Junge, ich finde, Du wohnst höllisch vornehm hier!" lachte der Direktor, während er mit Juan durch die Reihe der Gemächer schritt, die Letzterer in dem vornehmen Hotel bewohnte. „Wenn ich an unsere kleinen Zimmerchen bei der guten, alten Frau Eilert in Freiberg denke, will es mir scheinen, als ob Du Dich nicht unvortheilhaft verändert hättest. Aber schön war es doch damals, sehr schön!"

Der Freund rollte zwei Sessel an das Fenster und blickte gedankenvoll auf das wogende Straßenleben hinaus. „Ja, es waren schöne Tage, die Tage unserer Studienzeit, mein lieber alter Karl — so schön, daß ich sie mir wohl noch einmal mit all' ihren Hoffnungen, ihren Entwürfen und ihrem Streben zurückwünschte. Aber die Gegenwart fordert nun einmal ihr Recht — wir sind älter geworden, Karl!"

„Aelter?" Der Direktor warf einen Blick voll Entrüstung auf Juan und dann einen zweiten in den Spiegel. „Erlaube: Du darfst höchstens bemerken, daß wir ein wenig weniger jung sind als damals. Im Uebrigen fühle ich durchaus nichts von beginnender Greisenhaftigkeit. Im Gegentheil: daß mein Durst und mein Appetit nicht gelitten haben, kann Dir Hella bestätigen, die oft genug über diese beiden sichersten Merkmale meiner Jugend die Hände über dem Kopf zusammenschlägt."

„Hella — die gute, kluge Hella! Du hättest die Schwester auch mitbringen sollen, das wäre mir eine wahre Herzensfreude gewesen."

„Hella ist mein Hausmütterchen geworden, bester Juan, und wir Beide zugleich können nicht gut abkommen. Aber nun entschuldige meine unbezähmbare Neugierde, die fast noch größer ist als mein Durst —"

Juan lachte. „Dem letzteren ist jedenfalls am leichtesten abzuhelfen." Er schellte. „Was willst Du trinken?"

Mit sehr ernster Miene legte Welter den Zeigefinger an die Nase, ein untrügliches Zeichen angestrengter Geistesarbeit. „Wenn ich mich recht erinnere, brachen wir im ‚Rothen Hirschen' zu Freiberg zuletzt einer Flasche 1867er Rüdesheimer Berg den Hals; ich erachte es für durchaus angemessen, wenn wir die Sitzung mit demselben Stoff wieder aufnehmen."

„Das soll geschehen!" Juan gab dem Zimmerkellner seinen Auftrag. „Auch ich will gern in vaterländischem Wein mit Dir zum ersten Male auf deutschem Boden anstoßen. Du hast ja bereits unten bei dem Portier erfahren, daß ich den Spanier ausgezogen habe und in ein deutsches Gewand geschlüpft bin."

„Ich begrüße Dich hiermit feierlich als Freiherrn v. Stauden-Cerifo."

Welter machte eine seiner grotesken Bewegungen, fuhr aber dann ernst fort: „Ich entnahm hieraus schon, daß Du gewillt bist, den Prozeß um Dein Erbe aufzunehmen."

„Eine Stunde vor eurer Ankunft hatte ich die letzte Besprechung mit meinem Anwalt. Morgen wird der Baron Wilberg, mein Oheim, die Aufforderung erhalten, mir —"

Er kam nicht weiter. Welter war aufgesprungen. „Wilberg?" rief er. „Baron Wilberg auf Wertzfeld? Es gibt nur den einen Wilberg, so viel ich weiß."

„Ganz recht — abgesehen von seinem Sohne. Aber was willst Du denn mit Deiner Frage sagen? Kennst Du den Herrn?"

„Ob ich ihn kenne, fragt der Mensch dort, ob ich den Baron Wilberg kenne! Meinen Brodherrn, aus dessen Kohlen ich Gold münze, bei welcher Operation für mich etwas Silber abfällt. Mann — Freiherr — Juan — hast Du denn meinen Brief nicht erhalten? Weißt Du denn nicht, daß ich seit acht Monaten freiherrlich Wilberg'scher Grubendirektor bin?"

„Wenn ich das gewußt hätte, würde mein Brief an Dich nicht noch an den herzoglichen Bergassessor zu Blankenburg adressirt gewesen sein, was Du vermuthlich übersehen hast," versetzte Juan ruhig. „Im Uebrigen mußt Du Dich schon an den Gedanken gewöhnen, daß ich damit umgehe, Deinen Prinzipal abzusetzen, denn er ist es in der That, der mir meinen Namen, mein Erbe geraubt hat. Aber wie ich mir jenen schon selbst wieder nahm, so soll er auch seinen Raub herausgeben, und wenn ich Himmel und Hölle deshalb in Bewegung setzen müßte. Genug davon vorläufig!" Er füllte die Gläser und hob den Römer empor. „Mein letztes Glas damals in Freiberg galt Hella und Dir — euch Beiden soll auch jetzt das erste geweiht sein!"

Lange saßen sie beisammen. Juan konnte dem Freunde nicht genug von seinen abenteuerlichen Erlebnissen jenseits des Oceans erzählen. Freilich, er verschwieg doch so Manches. Leise nur berührte er sein Verhältniß zu Paccha, der holde Liebestraum wäre ihm entweiht vorgekommen, wenn er von ihm hier in dieser nüchternen, modernen Welt gesprochen hätte; er fühlte, selbst der beste Freund konnte nicht das rechte Verständniß für den kurzen, schmerzlich-süßen Wonnerausch haben, der nur in der Poesie einsamer Bergwildniß, fern aller Kultur, möglich gewesen war. Es gab ja auch so genug zu berichten.

„Ich glaube wirklich," rief der Direktor endlich, „die Vision, welche ich bei unserem Abschied in Freiberg hatte, ist zur Wirklichkeit geworden: Du bist als ein Nabob zurückgekehrt."

Juan lächelte. „Wenn auch das nicht, lieber Karl, so kann ich doch zufrieden sein und will mich nur redlich bemühen, das, was ein gütiges Geschick mir in den Schoß warf, würdig zu benutzen. Mein Reichthum, wenn Du durchaus von einem solchen sprechen willst, soll mir stets nur Mittel zu höheren Zwecken sein; das habe ich in ernsten Stunden feierlich gelobt und das will ich halten."

„Nun, jedenfalls wirst Du ihn brauchen können in dem Kampfe, der Dir bevorsteht. Baron Wilberg ist ein Gegner, der Dir sicher nicht freiwillig das Feld räumt; ein Mann von eiserner Energie, der mit rastloser Thätigkeit ebensoviel Klugheit wie Umsicht verbindet. Offen gesagt, Juan: ich hätte ihn des Verbrechens, das er an Dir begangen, nicht für fähig gehalten."

„Dein Urtheil stimmt mit dem meines Advokaten völlig überein, und auch Dolores Carion, die meinen Oheim ja von ihrer Anwesenheit auf Wertzfeld her genauer kennt, spricht sich ähnlich über ihn aus. Indessen ziehe ich gut gerüstet in's Feld: Justizrath Riemann, derselbe Advokat, der, wie ich Dir früher erzählte, die Annahme des Prozesses verweigerte, war in meinem Auftrag in Spanien, und hat dort in der That recht erfreuliche Erfolge erzielt. In unseren Händen befindet sich eine beglaubigte Abschrift aus dem Kirchenbuch des Weilers Vaconcha, ein unschätzbares Dokument, durch welches die Rechtmäßigkeit der Trauung meiner Eltern bewiesen wird. Es ist meinem Bevollmächtigten ferner gelungen, in dem Archiv der Anwaltskammer zu Madrid die Notariatsakte jenes edlen Don Lacera aufzustöbern, der das Vertrauen meiner armen Mutter so schändlich mißbrauchte, und endlich hat er von Heraldikern ersten Ranges einen Stammbaum der Familie Cerifo aufstellen und gehörigen Orts beglaubigen lassen, der die Ebenbürtigkeit meiner Mutter in unantastbarer Weise nachweist. In Verbindung mit den Papieren, welche ich bereits besaß, haben wir damit ein Beweismaterial von geradezu erdrückender Schwere — ich bin überzeugt, mein Oheim wird das bald genug selbst erkennen!"

„Ich will es hoffen. Uebrigens braucht der Baron augenblicklich in Karlsbad eine Kur, die Dein Auftreten nicht gerade sehr glücklich unterbrechen wird."

Juan zuckte die Achseln. „Ich habe wahrlich keinen Grund zur Nachsicht oder zum Mitleid," sagte er rauh.

„Und mich dauert doch, ich kann es Dir nicht verhehlen, die Familie Wilberg's aufrichtig: die reizende, kluge Tochter, eine Perle von einem Mädchen, ja selbst der Sohn, ein etwas leichtsinniger, aber frischer junger Lieutenant, der bei einem hiesigen Kavallerieregimente dient."

„Ich kann's nicht ändern," versetzte Juan herbe. „Aber nun komm und laß uns zu unserem Geschwisterpaare gehen. Es wird Zeit sein, an etwas Materielles zu denken, denn ich ahne schon lange, daß Du Dich nach einem ordentlichen Mahle sehnst. Wir wollen einmal zusehen, ob der Koch hier Deinem verwöhnten Gaumen sein Recht werden läßt."

Das Mittagessen mußte wohl gut sein, denn Welter's Laune hob sich, soviel das überhaupt an diesem Freudentage noch möglich war, von Gang zu Gang, er verstieg sich sogar zu den kühnsten Schmeicheleien Dolores gegenüber, und zwischen Hummer und Gänseleberpastete entwand ihm Stauden, von den glückstrahlenden Geschwistern Carion lebhaft unterstützt, eine Depesche an Hella, welche diese behufs schleunigster Vervollkommnung des Freundeskreises herbeirief.

Sie saßen noch beim Nachtisch, und Welter hielt gerade seine fünfte Rede, als Juan die Antwort empfing. Ein flüchtiges Lächeln umspielte seine Lippen, als er las: „Komme morgen." Er freute sich herzlich auf das Wiedersehen mit der Schwester des Freundes. Freilich, die Träume, die ihn einst umgaukelt, als er an der Seite Hella's in dem kleinen heimathlichen Pfarrgarten an der Unstrut saß, sie waren für immer verrauscht. Wie oft hatte er damals den reizenden, aufgeweckten Backfisch „seine kleine Braut" genannt, wie hatte er mit Hella gescherzt und getollt, und was für kühne Phantasien hatte er ihr in jenen Tagen nicht vorerzählt von seinem dereinstigen Argonautenzug über das Weltmeer, von dem er heimkehren würde, reich wie ein Krösus, um sie als Königin in seinen Märchenpalast heimzuführen. Vorbei — vorbei!

Auch Hella mochte ähnliche Gedanken hegen, als sie ihm am nächsten Morgen gegenüberstand. „Wie schön sind Sie geworden, Hella!" sagte er in aufrichtiger Bewunderung, unbefangen den alten Freundschaftston der Jugendzeit sogleich wieder aufnehmend.

Und auch sie legte mit gleicher Unbefangenheit ihre Hand in seine Rechte. „Wollen wir

nicht lieber derartige Worte anderen Zungen überlassen? Ich sage Ihnen nur: Willkommen, herzlich willkommen, lieber Juan!"

Es waren schöne, nur leider zu kurze Tage des Zusammenseins. Es war Juan nicht entgangen, daß trotz der mannigfachen Zerstreuungen und Vergnügungen auf Hella ein gewisser Druck laste. Er fragte daher Welter offen, was seine Schwester bedrücke. Der Direktor lachte zuerst und brachte seinen Scherz über den alten Medicinalrath Wegner an den Mann, dann aber meinte er doch ernster: „Ich glaube, Hella nimmt sich das Schicksal des jungen Wilberg zu Herzen. Sie ist mit Fräulein Toska befreundet, und wenn ihr der Lieutenant auch nicht gerade angenehm ist, so denkt sie in ihrem guten Herzen doch sicher auch an seine Zukunft, schon weil er Toska's Bruder ist. Die jungen Leute werden bettelarm sein, wenn Du den Prozeß gewinnst."

„Da kannst Du Hella beruhigen," versetzte Juan. „Ihr solltet mich doch besser kennen; ich führe meine Sache nicht um des materiellen Gewinnes halber, sondern um mein Recht, und werde großmüthiger sein, als Baron Wilberg."

(Fortsetzung folgt.)

Die Weltausstellung in Chicago.

(Mit Bild auf Seite 225.)

„Im Namen der Regierung und des Volkes der Vereinigten Staaten lade ich hiermit alle Völker der Erde ein, an der Feier eines Ereignisses theilzunehmen, das hervorragend in der Geschichte und von dauerndem Interesse für die Menschheit ist, indem sie Vertreter hierzu ernennen und zur Columbischen Weltausstellung solche Ausstellungsgegenstände senden, die geeignet sind, deren Hilfsquellen, Industrien und ihren Fortschritt in der Kultur auf's Beste und Vollständigste zu illustriren." So hieß es in der 1890 von dem damaligen Präsidenten Harrison erlassenen Proklamation, und am 1. Mai 1893 hat nun Präsident Cleveland unter entsprechenden Feierlichkeiten die Weltausstellung in Chicago eröffnet, von deren Anlage und Bauten das Bild auf S. 225 unseren Lesern eine Gesammtübersicht gibt. Als Ausstellungsplatz hat man den Jacksonpark gewählt, der sich fast anderthalb deutsche Meilen südlich vom Mittelpunkte der Stadt, längs den Ufern des Michigansee's hinzieht. Die Ausstellung nimmt 700 Acres ein, und auf diesem Raume stehen 400 Gebäude, welche über 60,000 Personen Platz gewähren. Die Kosten der Ausstellung schätzt man auf über 100 Millionen Dollars. Von den Bauten sei nur der riesige Ausstellungspalast der Bundesregierung, der Industriepalast und die Maschinenhalle erwähnt; ferner das „deutsche Haus" und „deutsche Dorf". Hervorgehoben zu werden verdient auch noch, daß Deutschland am Eröffnungstage von allen Nationen am weitesten voraus in der Fertigstellung seiner Abtheilung gewesen ist.



Fischfallen im Ueberschwemmungsgebiete der ungarischen Ströme.

Fischfallen im Ueberschwemmungsgebiete der ungarischen Ströme.

(Mit Abbildung.)

Bevor im Frühjahr die Donau, Theiß und die anderen Flüsse Ungarns über ihre Ufer treten, stellt man im Ueberschwemmungsgebiete Fischfallen in Gestalt von großen Zäunen aus Rohr oder Weidengeflecht auf, worin an bestimmten Stellen Oeffnungen mit verschiebbaren Thüren angebracht sind. Sobald das Wasser dann zu fallen beginnt, fahren die Fischer an der Außenseite mit Nachen entlang und schließen die Thüren. Dadurch wird allen Fischen, die während der Ueberschwemmung Zuflucht in dem stillen Wasser der umzäunten Strecken gesucht haben, der Rückzug abgeschnitten. Ist das Wasser endlich seicht genug, werden darin ungeheure Mengen von Stören, Barben, Lachsforellen, Zandern, Hechten, und Karpfen mit Hand- und kleinen Zugnetzen oder Körben in der auf unserem obenstehenden Bilde dargestellten Weise mit leichter Mühe gefangen.

Der Herr von San Paolo.

Erzählung von **J. O. Hansen.**

(Nachdruck verboten.)

Getrieben von der glühenden Begier, fremde ferne Länder zu sehen, ging im Sommer des Jahres 1694 ein junger Leipziger nach Amsterdam, wo er am ehesten hoffen durfte, seinen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen. Er hieß Christian Molzer und war ein geschickter Chirurg.

In einem Gasthause in der Amstelstraat zu Amsterdam nahm er Quartier und befragte den Wirth, wie er es wohl anstellen müsse, um Beschäftigung als Chirurg auf einem Indienfahrer zu bekommen. Man gab ihm die Adresse eines Vermittlers, den er aufsuchte. Der Mann ließ sich die Zeugnisse des Leipzigers geben, und versprach ihm Erfüllung seines Wunsches gegen eine Provision von zehn Gulden.

Bereits am anderen Morgen kam der Agent in's Gasthaus und theilte ihm mit, daß er an Bord des nach Batavia bestimmten Indienfahrers „St. Johannes" die gewünschte Anstellung erhalten könne; er möge sich nur schleunigst bei dem Kapitän Jan de Vries melden, der an der Muidergracht wohne.

Dorthin begab sich Molzer. Der Kapitän war ein ältlicher, biederer und freundlicher Mann, dessen Wesen ihm recht zusagte. Er wurde bewirthet mit vortrefflichem Kapwein, welchen des Kapitäns reizendes achtzehnjähriges Töchterlein Gesina ihm kredenzte. Ueber die Bedingungen wurden die beiden Männer leicht einig, und zwei Tage später befand sich Molzer bereits an Bord des „St. Johannes". Dies große schöne Fahrzeug, Eigenthum des Kapitäns, war ein guter Segler, ausgerüstet mit vierzig Geschützen und mit über hundert Mann Besatzung. Zu jener Zeit nämlich, als die algierischen Korsaren, die westindischen Flibustier und zahlreiche andere Freibeuter die Meere unsicher machten, war es höchst nothwendig, die Handelsschiffe gut zu armiren und eine starke, waffengeübte Mannschaft an Bord zu zu haben.

Der „St. Johannes" hatte zuerst eine gute Fahrt bis zur Höhe des weißen Vorgebirges an der afrikanischen Küste. Da kamen eines Vormittags drei Schiffe mit holländischen Flaggen in Sicht. Jan de Vries ahnte nichts Böses, hißte ebenfalls seine Flagge und salutirte die vermeintlichen Landsleute. Als diese aber näher herankamen, ließen sie plötzlich die holländische Flagge nieder und hißten die algierische Korsarenflagge auf. Das vorderste der Piratenschiffe feuerte gleichzeitig einen scharfen Kanonenschuß auf den „St. Johannes" ab.

Humoristisches: Das mißverstandene Zauberkunststück.

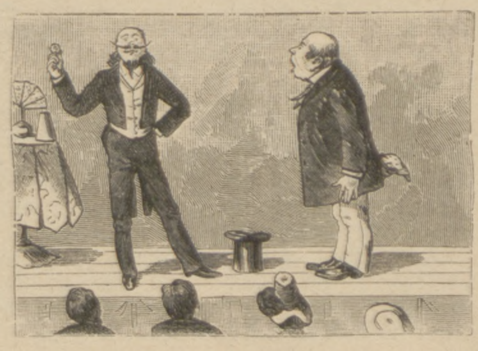


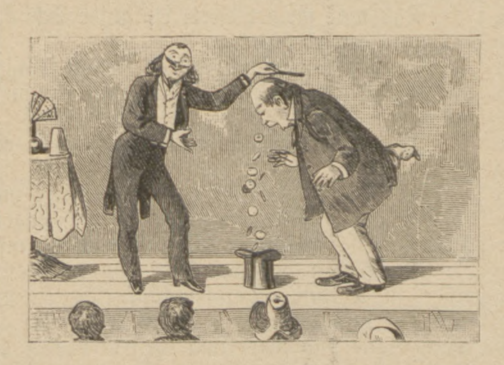


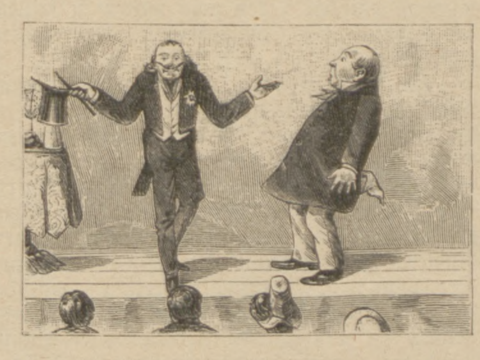


























„Kinder!" rief Jan de Vries seinen Leuten zu, „die Uebermacht ist groß, Flucht ist unmöglich! Wir müssen uns jetzt unserer Haut wehren, so gut wir können!"

„Hurrah!" schrie die wackere Mannschaft. „Holland hoch! Lieber todt als Türkensklav!"

„Alles klar zum Gefecht!" kommandirte der Kapitän. „An die Kanonen! Holt die Wurfgranaten, die Musketen und Entersäbel. Jeder thue seine Pflicht!"

Bald war Alles gerüftet. Der „St. Jo-

hannes" segelte auf das erste Freibeuterschiff los und gab ihm eine volle Lage, welche große Verwüstung auf Deck desselben anrichtete. Der zweite Kaper kam heran und suchte vergeblich den Holländer zu entern unter mörderischem Geschütz- und Musketenfeuer von beiden Seiten. Der dritte Korsar mischte sich dann auch in den Kampf, und der Indienfahrer wurde nun hart bedrängt. Weit über die See hallte der Kanonendonner und das Knattern der Gewehrsalven; dichter Pulverrauch hüllte die Fahrzeuge wie in einen Nebel ein. Immer heftiger tobte der Kampf; viele Holländer, aber noch weit mehr Korsaren, waren todt oder verwundet.

Wüthend über den Widerstand, beschlossen die Algierer, das Aeußerste zu wagen. Unbekümmert um den Kartätschenhagel, segelten sie mit den zwei größten Schiffen heran und warfen zu beiden Bordseiten ihre Enterhaken auf das holländische Fahrzeug. Jan de Vries ließ einige Sprengkisten*) in die Haufen der enternden Algierer werfen und richtete dadurch ein so entsetzliches Blutbad an, daß die Stürmenden zurückwichen. Es wurden dann auch Granaten auf die feindlichen Schiffe geworfen, die Enterhaken zerhauen und der „St. Johannes" wieder frei gemacht.

Die Algierer hatten so schweren Schaden erlitten, daß sie keinen neuen Angriff mehr wagten, sondern entmuthigt davonsegelten.

Das Gefecht hatte von Vormittags elf Uhr bis Abends sechs Uhr gedauert. Die Holländer hatten neunundzwanzig Todte, achtzehn schwer und viele leicht Verwundete. So ermüdet auch die Leute waren, mußten sie sich doch ohne Verzug daran machen, das Schiff auszubessern.

Der Zimmermann wurde in den Kielraum hinabbeordert, um dort nach dem Rechten zu sehen; leichenblaß kam der Mann zurück mit der Schreckenskunde, daß das Schiff an mehreren Stellen durch feindliche Kanonenkugeln, die unter der Wasserlinie eingedrungen waren, leck geworden sei; bereits sei sieben Fuß Wasser im Raum, das Schiff sinke rasch und es sei nicht möglich, die Lecke zu stopfen.

So waren denn die wackeren Seeleute nach dem siegreichen Kampfe anscheinend dazu bestimmt, in der Tiefe des Oceans ihr Grab zu finden. Um acht Uhr Abends legte das Fahrzeug, welches immer tiefer sank, sich auf die Seite. Christian Molzer befand sich in diesem Augenblick noch unter Deck im Hospitalraum und war beschäftigt, einem Bootsmann den zerschmetterten rechten Arm abzunehmen.

„Laßt's nur gut sein, Doktor!" sagte ruhig der alte Seemann. „Es ist nicht mehr der Mühe werth, mir den Arm abzusägen. Das Schiff geht unter!"

Die anderen Verwundeten schrien und stöhnten herzzerreißend, denn schon drang das Wasser in den Hospitalraum.

„Steigt geschwind an Deck, Doktor!" rief der Bootsmann. „Wir armen Krüppel hier sind rettungslos verloren. Aber Ihr könnt Euch vielleicht noch retten!"

Molzer sah ein, daß der Alte Recht habe. Er stieg an Deck, wo tiefste Niedergeschlagenheit herrschte. Die Sonne war dem Untergange nahe.

Inmitten des Wirrwarrs behielt der Kapitän indeß seine Fassung und befahl, die Schaluppe in See zu lassen. Unglücklicherweise war diese, wenn auch weniger beschädigt als die anderen jetzt ganz unbrauchbaren Boote, doch auch an mehreren Stellen von den Kugeln der Algierer durchlöchert, und diese Löcher mußten erst verstopft werden. Unterdessen sank das Schiff rasch immer tiefer. Als die Wellen schon über das Schiffsdeck rollten, gelang es endlich, die Schaluppe in See zu bringen, und in das kleine gebrechliche Fahrzeug drängten sich nun etwa fünfzig Menschen. An auch nur einigermaßen genügende Verproviantirung war nicht zu denken, da die Vorrathskammern schon alle unter Wasser lagen; nur ein Fäßchen Trinkwasser und einige Dutzend Schiffszwieback konnte man mitnehmen.

Der Wind blies zuerst günstig. Nach der nächsten kapverdischen Insel richtete der Kapitän den Kurs. Zum Unglück wurde um Mitternacht der Wind südöstlich, gegen Morgen aber sprang er ganz nach Osten um, wodurch die letzte Hoffnung der Schiffbrüchigen vernichtet wurde. Anstatt dem Rettungshafen sich zu nähern, trieben sie nun immer weiter in den atlantischen Ocean hinaus.

Schon am zweiten Tage waren die Zwiebacke verzehrt und der geringe Trinkwasservorrath verbraucht. Die Qualen des Hungers und Durstes stellten sich ein und stiegen im Verlauf der Woche zu fürchterlicher Höhe. Zuerst starben die Verwundeten, dann Andere; Einige wurden vorher wahnsinnig; die Leute kauten ihre Lederriemen, welche sie in kleine Stücke zerschnitten, und tranken Seewasser, wodurch sie die Pein des Durstes noch vermehrten. Jeden Tag wurden Leichen über Bord geworfen, die Ueberlebenden bekamen dadurch mehr Platz. Am achten Tage dieser Leidensfahrt murmelten eben die hungerigen Matrosen unter sich, daß sie nun nothgedrungen Kannibalen werden und Menschenfleisch essen müßten, um das Leben noch weiter zu fristen, als plötzlich der Zimmermann schrie: „Ein Fahrzeug!"

Der Kapitän schaute durch sein Fernglas und murmelte enttäuscht: „Ein Wrack!"

Da es aber doch nicht unmöglich erschien, auf diesem mastenlosen Wrack irgend etwas Eßbares oder Trinkbares zu finden, so steuerte man dorthin. Das Schiff — ein kleiner spanischer oder südamerikanischer Küstenschooner, Namens „Santa Trinidad", war offenbar auf See von der Mannschaft verlassen worden. Als die Schaluppe das Wrack erreicht hatte, gelang es den entkräfteten siebzehn Schiffbrüchigen — mehr waren nicht übrig geblieben — nur mit größter Anstrengung an Deck zu klimmen.

Zunächst suchten die Holländer begierig nach Lebensmitteln und Trinkwasser. Sie entdeckten halb verfaultes Pökelfleisch, steinharte Zwiebacke, verdorbenes Mehl, verschimmelte Früchte und einige Fässer voll Wasser, welches aber so schlecht und übelriechend war, daß es eben nur von Menschen getrunken werden konnte, die sonst hätten verschmachten müssen.

Der Seefund war also trotz aller Mängel doch als ein wahres Geschenk des Himmels zu betrachten. Ohne diesen glücklichen Zufall hätte sie Alle der Tod weggerafft. So aber ereilte dies Geschick in den nächsten zwei Tagen nur noch fünf von ihnen, welche allzu gierig das faulige Wasser und die verdorbenen Lebensmittel verschlangen, krank wurden und starben.

Die Uebrigen — nämlich unser Leipziger, der Kapitän, der Zimmermann und neun Matrosen — erholten sich allmälig bei mäßigem und behutsamem Genuß der schlechten Nahrungsmittel und kamen einigermaßen wieder zu Kräften.

Jan de Vries und der Zimmermann untersuchten sachkundig den Zustand des Wracks. Der Mast der Schaluppe mit dem Segel wurde als Nothmast auf der „Santa Trinidad" befestigt, welche sich dann wohl steuern ließ, doch unter dem geringen Segeldruck nur sehr langsam durch die Wellen glitt.

„Kommt uns nicht ein zweiter glücklicher Umstand zu Hilfe, etwa, daß wir einem Schiffe begegnen, das uns aufnimmt, so müssen wir doch wahrscheinlich zu Grunde gehen," sagte der Kapitän.

„Sehr lange halten wir es bei der schlechten Kost nicht aus," meinte der Chirurg.

„Kapitän!" rief plötzlich der Zimmermann, in die Ferne schauend. „Was ist das da im Süden?"

Der Kapitän schaute aufmerksam durch sein Glas.

„Ha!" rief er freudig erregt. „Wir sind gerettet! Es segeln zwei große Schiffe uns entgegen!"

Die fremden Fahrzeuge kamen allmälig näher und ließen sich nach einiger Zeit deutlicher erkennen.

„Alle Wetter!" rief der Kapitän, „es sieht genau so aus, als ob das erste Schiff von dem zweiten gejagt würde."

„Ich will nicht Peter heißen, wenn der erste Segler nicht ein richtiger Flibustier ist!" brummte ein alter Matrose.

„Und das zweite Schiff ist eine englische Kriegsbrigg!" rief der Zimmermann.

Es stand im Schicksalsbuche geschrieben, daß die Holländer, die erst vor kurzer Zeit selbst ein so schreckliches Seetreffen ausgefochten, nun Zeugen eines noch fürchterlicheren Kampfes werden sollten.

Die englische Kriegsbrigg näherte sich immer mehr dem verdächtigen Fahrzeug. Ein Blitz, ein Knall von der Brigg — und sausend fuhr eine Kanonenkugel in das Takelwerk des Flibustierschiffes, wo krachend die große Stenge des Hauptmastes herunterfiel.

„Das war meiner Seele ein guter Schuß," brummte der alte Peter.

„Da hißt der Flibustier die schwarze Flagge mit dem Todtenkopfe auf!" rief der Zimmermann.

„Jetzt geht die Kanonade los!" schrie ein Matrose.

In der That begrüßten der Flibustier und die Kriegsbrigg sich gegenseitig mit vollen Lagen. Dies dauerte geraume Zeit. Endlich schienen die Kämpfenden des Gefechtes aus der Ferne müde zu werden. Der Engländer segelte gerade auf das Flibustierschiff los, legte sich an dessen Seite und warf ihm die Enterhaken an Bord. Nun krachten die Handgranaten, knatterten Musketen- und Pistolenschüsse, glänzten die Entersäbel im Sonnenlichte.

„Das muß ein tüchtiges Gemetzel drüben sein," sagte der Chirurg.

Ein furchtbarer Knall ertönte. Von den kämpfenden Schiffen stieg eine gewaltige Rauch- und Feuergarbe in die Lüfte, und als diese niedersank, war weder von dem Engländer noch von dem Flibustier mehr etwas zu sehen.

„Sie sind in die Luft geflogen, alle beide," bemerkte Kapitän Jan de Vries.

„Kapitän!" rief der Zimmermann. „Dies Unglück drüben könnte uns recht zu Statten kommen. Dort müssen jetzt auf dem Wasser viele Mastentheile mit Fetzen Takelwerk und Segeltuch umhertreiben. Am besten ist's, wir steuern dahin und fischen auf, was wir brauchen können, um unser Wrack mit zwei Nothmasten aufzutakeln."

„Der Gedanke läßt sich hören. Herum mit dem Steuer!"

Die „Santa Trinidad" glitt der Stelle zu. Die ungeheure Rauchwolke hatte sich verzogen und majestätisch rollten die langen Wogen des Oceans über dem Grabe so vieler tapferen Männer.

Der Zimmermann hatte Recht. Viel Holzwerk, zum Theil noch mit zerrissenen Tauen und Segelfetzen, trieb da umher. Die Holländer fischten davon auf, was sie für ihre Zwecke brauchen konnten.

„Da treibt ein Stück von einem Bugspriet, daraus könnten wir einen ganz netten Besan-

*) Tragbare Minen, die Torpedos der damaligen Zeit.

mast zurecht machen," rief der alte Matrose Peter. „Auch hängt noch ein großes Stück Segeltuch daran und viel Tauwerk."

„Hast Recht, Peter! Her mit dem großen Bootshaken! Angefaßt, Jungens! Zieht!"

Die Schiffstrümmer wurden näher heran und allmälig etwas aus dem Wasser gezogen. Dabei rollte ein großer Fetzen Segeltuch auseinander und eine menschliche Gestalt kam zum Vorschein, welche darunter eingeklemmt war.

„Ha!" riefen die Holländer, „der sieht aus wie ein richtiger Flibustier!"

Es war ein stattlicher Mann mit schönem, vornehmem Antlitz, schwarzem, lockigem Haar und Bart, etwas phantastisch gekleidet in kostbare Stoffe, mit einer rothseidenen, goldgestickten Schärpe um den Leib.

„Es muß der Piratenkapitän sein," meinte Molzer.

„Ein verdammter Flibustier!"

„Werft den Leichnam in's Meer!"

Der vermeintliche Todte öffnete die Augen.

„Nein, er ist nicht todt!" rief der Chirurg.

„Um so schlimmer für ihn!" brummte der Zimmermann. „Hand angelegt, Jungens! Hinab mit dem Burschen in's Wasser!"

„Nein!" rief Molzer. „Das wäre ja Mord! Laßt uns den Unglücklichen an Bord nehmen!"

„Das fehlte noch! Wir haben selbst nichts Ordentliches zu essen!"

„Seid nicht so grimmig, Claes Aries," sagte der Kapitän. „Der Doktor hat Recht. Hebt den armen Teufel behutsam an Bord. Es ist Menschenpflicht!"

Die Leute gehorchten. Der Flibustier wurde an Bord des Wracks gehoben und in die Kajüte gebracht. Molzer untersuchte die Verletzungen des Geretteten, der namentlich arge Wunden am Kopfe hatte, und legte zweckmäßige Verbände an. Nach einigen Stunden hatte der Verwundete sich soweit erholt, daß er mit leiser Stimme sprechen konnte.

„Wer seid Ihr?" fragte er flüsternd in französischer Sprache, welche der deutsche Chirurg gut verstand.

„Wir sind die Mannschaft eines holländischen Schiffes, haben einen harten Kampf mit algierischen Korsaren bestanden und treiben nun schiffbrüchig auf dem weiten Ocean umher."

Diese Auskunft schien den Verwundeten einigermaßen zu beruhigen.

„Und wer seid Ihr denn eigentlich?" fragte Molzer neugierig.

„Ich bin Philipp de Montauban, Kapitän des Flibustierschiffes. Als ich der englischen Uebermacht nicht länger widerstehen konnte, da habe ich mit eigener Hand Feuer in meine Pulverkammer geworfen und beide Schiffe in die Luft gesprengt."

Der Chirurg schauderte.

„Sind noch Andere mit dem Leben davon gekommen?" fragte der berühmte Flibustier.

„Nein, Ihr seid der Einzige."

Montauban dachte einen Augenblick nach, dann fragte er: „Ist der Kapitän dieses Fahrzeugs ein ehrlicher Mann?"

„Ja, Herr, Kapitän Jan de Vries ist die Rechtschaffenheit selbst."

„Ich muß den Kapitän sprechen. Sagt ihm, daß ich ihn und euch Alle reich machen will. Es handelt sich um Millionen."

Jan de Vries horchte hoch auf, als er das Begehren des Flibustiers vernahm, und eilte zu ihm. Der holländische Kapitän war ebenfalls der französischen Sprache kundig.

„Ich fürchte," sagte Montauban, „daß mein Kopf einen argen Stoß erlitten hat. Ich fühle mich sehr krank; mein Schiff ist verloren, meine Mannschaft vernichtet; ich will nach meiner Heimath, nach Frankreich zurückkehren. Ihr könnt mir zur Ausführung meines Vorhabens behilflich sein."

„Ich will gerne zu Eurem Besten thun, was ich kann," versetzte de Vries.

„Wohl, Ihr seid ein ehrlicher Mann, das sagte der Doktor, so will ich Euch Vertrauen schenken. Kennt Ihr die Felseninsel San Paolo?"

„Von ferne habe ich sie einmal gesehen."

„Wir sind mitten auf dem Atlantischen Ocean, und San Paolo ist der nächste erreichbare Punkt."

„Das ist richtig."

„Ich bin der Herr von San Paolo," sagte der Flibustier. „Weil die Insel unbewohnt ist, deshalb habe ich sie in Besitz genommen. Dort habe ich Goldstaub, Elfenbein, chinesische Seidenzeuge und andere kostbare Waaren in Massen verborgen, Millionen an Werth. Es lohnt sich also wohl der Mühe, dorthin zu steuern. Auch gibt es auf der Insel zwei herrliche Quellen, dann Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner und Schildkröten, ferner gut versteckt in einem natürlichen Höhlenkeller Rum und Branntwein, französische, spanische und Kapweine. Auch Tabak, Mehl, Zucker, kurz Alles, was man zum Leben braucht."

„Wenn sich die Sache so verhält, bin ich natürlich bereit, Euren Wunsch zu erfüllen; unsere Rettung wird dadurch ja am raschesten ermöglicht. Und auf welche Weise sollen wir Antheil haben an Euren verborgenen Schätzen?"

„Ein Dritttheil davon für mich, das zweite für Euch und den Doktor, der mich gerettet hat, das dritte für die Mannschaft."

„Topp! Noch heute werden wir fertig mit der Takelung dieses kleinen Schooners und steuern dann sogleich nach San Paolo."

Darauf verließ Jan de Vries die Kajüte. Als der Kapitän seinen Leuten mittheilte, daß sie bald Geld und Gut vollauf, sowie Proviant und Wein in Fülle haben würden, da schrien sie begeistert: „Hurrah!" und vergaßen alle bisherigen Entbehrungen.

Alle arbeiteten mit verdoppeltem Fleiße. Als sie fertig waren und die Segel gesetzt hatten, durchfurchte die „Santa Trinidad" schneller die See und nach Ablauf von sechs Tagen bekam man das verheißungsvolle Eiland in Sicht.

Die Felseninsel San Paolo, einsam mitten im Atlantischen Ocean, doch näher der südamerikanischen als der afrikanischen Küste, etwa 2 Grad nördlich vom Aequator belegen, wird von gewaltiger Brandung umschäumt, durch welche nur an einer Stelle eine Einfahrt möglich ist. Montauban erschien auf Deck und fungirte als Lootse. So gelangte der Schooner in eine schmale Bucht mit sicherem Ankergrunde.

Darauf begaben sich die Schiffbrüchigen mit dem Flibustier an's Land. So unwegsam und öde das Felseneiland von der Seeseite aus auch aussah, so waren doch im Innern einige schöne Thäler mit reichem Graswuchs, Palmen und Orangenbäumen. Dort tummelten sich Schweine umher, sowie kleine Ziegen- und Schafheerden. Montauban zeigte die Felshöhlen, wo er seine Schätze und Vorräthe von Lebensmitteln und Weinen verborgen hatte. Hier konnten sich die Leute nun recht erholen von den ungeheuren Beschwerlichkeiten der Leidensfahrt. Sie blieben vierzehn Tage auf der Insel und schafften während dieser Zeit die Kostbarkeiten an Bord, deren Werth Jan de Vries auf drei Millionen Gulden anschlug.

Dann verproviantirten die Holländer ihr Fahrzeug hinreichend und füllten an einer schönen klaren Quelle die Wasserfässer.

Wohin nun, das war die Frage. Nach reiflicher Erwägung beschloß der Kapitän, zunächst nach Curaçao zu steuern. Man segelte also nach Westindien.

Unterwegs wurde es mit der Krankheit Montauban's wieder schlimmer. Er verfiel in Fieberwahnsinn und redete irre. Molzer, der fast immer um ihn war, erfuhr auf solche Weise allerlei Geheimnisse aus seinem früheren Leben. Liebeskummer schien ihn in die weite Welt getrieben und zum Flibustier gemacht zu haben. Er phantasirte von Prinzessinnen, Herzoginnen und Komtessen des französischen Hofes, an welchem er früher anscheinend eine glänzende Rolle gespielt hatte. „Madeleine! Madeleine!" schrie und seufzte er oft im Fieberwahn. Diese Madeleine schien zuerst sein höchstes Glück gewesen und dann sein Verderben geworden zu sein.

Eines Abends, nachdem er viel getobt, lag er ruhig schlummernd, wenigstens schien es so. Da verließ ihn Molzer und ging an Deck, um mit dem Kapitän zu plaudern. Bald brach die Dunkelheit herein. Es war eine stille, wunderherrliche Tropennacht mit Vollmondschein. Plötzlich erschien der kranke Flibustier auf Deck, stieg wie ein Mondsüchtiger auf die Regeling, breitete die Arme sehnsüchtig aus, schrie: „Madeleine! Madeleine!" und sprang, ehe Jemand dies verhindern konnte, in's Meer.

„Mann über Bord!" schrie ein Matrose.

Das Schiff wurde sogleich beigedreht. Molzer selbst sprang über Bord und schwamm nach der Stelle hin, wo Montauban wieder auftauchte. Der junge Doktor sah das geisterblasse, verzerrte Antlitz dicht vor sich und streckte schon die Hand aus, um den Kranken bei den Haaren zu erfassen, als der Flibustier plötzlich versank und nicht mehr zum Vorschein kam. Er hatte im Weltmeer die ewige Ruhe gefunden. Unverrichteter Sache wurde der Leipziger wieder an Bord gezogen.

„Mit Verlaub, Kapitän," sagte der Zimmermann, „den sonderbaren Passagier haben wir nun verloren. Wie wird's aber mit der Erbschaft?"

„Habt Ihr nicht genug, Claes Aries? Euer und der Anderen Antheil beträgt für Jeden über hunderttausend Gulden."

„Ja, das ist gewiß ganz nett, aber —"

„Denkt doch an die vielen armen Wittwen und Waisen und alten Eltern der todten Schiffskameraden, die im Kampfe mit den Algierern fielen oder später den Leiden der Schaluppenfahrt erliegen mußten!"

„Also die sollen den Antheil des Flibustiers haben?"

„Ist das nicht so recht und billig, Claes Aries?"

„Ja, ja, Kapitän! Ihr seid ein braver Mann und Ihr habt Recht!" — — — —

Ohne Unfall gelangte der Schooner nach Curaçao. Diese unfruchtbare Insel mit dem schönen Hafen war seit 1634 im Besitze der Holländer und diente ihnen als Stapelplatz für den Schleichhandel nach dem spanischen Amerika. Auch brachten die Flibustier diejenigen erbeuteten Waaren, die sie nicht selbst gebrauchen konnten, dorthin zum Verkauf. Auf der kleinen Insel war ein wahres Gewimmel von Geschäftsleuten und Spekulanten.

Jan de Vries verkaufte den auf See gefundenen Schooner und einen Theil der kostbaren Ladung und nahm mit seinen Leuten Passage auf einem großen Fahrzeug, das mit vielen anderen nach einigen Tagen nach Holland absegelte, wo es wohlbehalten ankam.

Dann fand die Vertheilung des Schatzes von San Paolo in der verabredeten Weise statt. Jan de Vries und Christian Molzer waren nun sehr reich. Sie kauften Häuser, Landgüter und Aktien der ostindischen Compagnie. Molzer schaute tief in Gesina's blaue Augen und fand darin sein schönstes Glück. Er heirathete die Tochter des Kapitäns und lebte zu Amsterdam als Rentier mit seiner lieben Gesina viele Jahre lang glücklich und zufrieden.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Das Gefühl der Taubstummen. — Gesicht und Gefühl sind die Hauptfaktoren, durch welche der Taubstumme Eindrücke empfängt, Erfahrungen sammelt, Vorstellungen und Kenntnisse gewinnt. Das Gesicht des Taubstummen ist schärfer als das des Hörenden, weil durch das Fehlen zweier Sinne seine Aufmerksamkeit weniger getheilt ist. Die Bilder, welche er durch sein scharfes Gesicht von Gegenständen, ihren Formen, Umrissen 2c. empfängt, theilt er durch Zeichnung und seine Pantomimensprache mit, für die er in hohem Grade beanlagt ist.

Das Gefühl nun befähigt den Taubstummen, Erschütterungen, nahe und entferntere Bewegungen, ja sogar Töne zu unterscheiden und Vorstellungen von ihnen zu gewinnen, wenn auch nicht in derselben Klarheit wie der Hörende. Der Taubstumme besitzt ein viel feineres Gefühl, als der Hörende, denn er nimmt oft durch sein Gefühl etwas wahr, was der Hörende nicht empfindet. Jeder Mensch, welcher im Besitze aller Sinne ist, kann an sich selbst die Erfahrung machen, daß er starke Töne durch das Gefühl wahrnimmt, denn sie machen seinen Körper zittern. Kanonenschüsse hört man stundenweit, wenn man einen Stock in die Erde steckt und dessen Knopf mit den Zähnen faßt, oder wenn man sich so auf die Erde legt, daß der Hinterkopf oder eine der Schläfen die Erde berührt. Der Taubstumme nun, dem die Natur den Mangel des Gehörs durch ein feineres Gefühl ersetzt, ist weit eher und schneller im Stande, durch sein Gefühl solche Wahrnehmungen zu machen, als der Vollsinnige.

Derartige Empfindungen kommen dem Taubstummen nicht durch's Ohr, ihm macht das Gefühl schallende Töne durch die Füße, durch die Nervenverbindungen in der Magengegend, durch die Hüften, Flächen der Hände 2c., wo er eine eigenthümliche, schütternde Bewegung fühlt, empfindbar.

Dr. M. Reich schreibt: „Wenn der Taube gern trommelt und durch Blasen in hierzu gebaute musikalische Instrumente gern selbst Klänge hervorbringt, wenn er ferner ein Löffel- oder Stabgeläute nie anders als mit dem Ausdruck des Erstaunens und Wohlgefallens vernimmt, den Saiten hingegen Töne zu entlocken weniger geneigt ist, so zeugt auch dies dafür, daß er Töne oder Klänge empfindet, sobald diese nur unmittelbar auf seinen inneren Organismus einwirken."

Viele Taubstumme fühlen und errathen oft gerade die Laute und Wörter, welche man ihnen stark gegen den Scheitel spricht oder auch in die Fläche der Hand. Das Stampfen mit dem Fuße, das Rollen eines Wagens empfinden sie meistens sofort. Ebenso bemerken sie oft das Auf- und Zumachen der Hausthür, den Takt der Dreschflegel, das Knallen einer Peitsche oder Trommeln in einer entfernten Straße eher als der Hörende.

Gibt man einem Taubstummen ein hölzernes Stäbchen in den Mund, und läßt ihn das eine Ende desselben mit den Zähnen fassen und das andere Ende auf den Resonanzboden eines Klaviers setzen, so empfindet er die Töne desselben gut, denn die den Zähnen mitgetheilte Bewegung theilt sich auch dem Gehirn mit. Der gebildete Taubstumme empfindet auch, wenn man ihm mit dem Zeigefinger auf seinen Rücken schreibt, das Geschriebene und weiß dessen Bedeutung anzugeben. So kann er auch die ihm von einer anderen Person in der Dunkelheit durch das Handalphabet angegebenen Buchstaben und Wörter durch Berührung der Finger abfühlen und Beide verstehen einander, ohne sich zu sehen. Ein taubstummer Knabe, welcher bei seinem taubstummen Bruder schlief, ward in der Nacht unpäßlich, er klagte seinem Bruder in der Dunkelheit sein Uebelbefinden, welcher die Klage des Leidenden sogleich abfühlte, und dann Hilfe herbeischaffte.

Ein merkwürdiges Beispiel feinen Gefühles bei Taubstummen erzählt G. W. Pfingsten, ehedem Vorsteher und Lehrer des Taubstummen-Institutes zu Kiel. „An einem Abend, da das taubstumme Mädchen, welches bei mir wohnte, schon seit einer Stunde zu Bett gegangen war, kam ich in die Nähe der Kammer, in welcher sie mit dem Dienstmädchen schlief. Da die Kammer nur eine Wand von dünnen Brettern hatte, so hörte ich, daß Jemand drinnen sprach, und zugleich sah ich, daß das Licht schon ausgelöscht war. Zu meiner größten Verwunderung hörte ich eine Unterredung zwischen dem Dienstmädchen und der Taubstummen und zwar über den Putz einiger Bekannten, welche namentlich genannt wurden. So unbegreiflich es mir auch war, daß die Taubstumme jetzt im Dunkeln, wo sie nicht sah, dennoch die Sprache des Dienstmädchens verstehen und entgegnen konnte, so stellte ich augenblicklich doch keine nähere Untersuchung an. Sobald jedoch die beiden Mädchen des Morgens zu mir in's Zimmer traten, fragte ich das Dienstmädchen: „Lisbeth, sprichst Du Abends mit Trina (der Taubstummen) im Bett?"

„Ja, Herr, fast alle Abend."

„Wovon sprachst Du denn gestern Abend mit ihr?"

„Von den anderen Mädchen."

„Wie machst Du es aber, daß Trina hört, wenn Du zu ihr sprichst?"

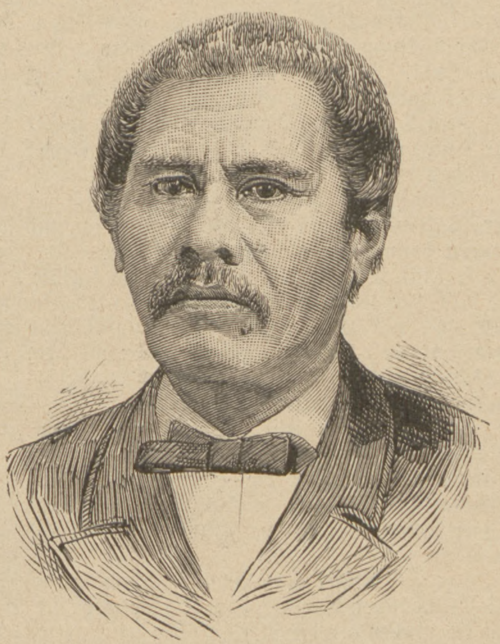
„Ei, kann denn Trina hören?" fragte Lisbeth erstaunt.

„Das denke ich, wie könnte sie sonst im Dunkeln wissen, was Du sprichst?"

„Ich dachte, das wüßte der Herr, da er doch die Taubstummen lehrt."

„Ich weiß davon nichts, sonst würde ich Dich nicht darnach fragen, deshalb erzähle mir, wie Du es machst, daß Trina Worte im Dunkeln versteht oder hört; denn am Mund kann sie es im Dunkeln doch nicht sehen?"

„Nun, da der Herr es nicht weiß, so will ich's sagen; sie streckt ihre Hand auf meine Brust hin;



Malietoa, König von Samoa.

was ich dann spreche, versteht sie. Ich glaube, sie fühlt es."

Herr Pfingsten stellte nach dieser ihm ganz neuen Erfahrung viele Proben an auch in Gegenwart anderer Personen, und diese Proben bestätigten die Aussagen des Dienstmädchens.

Alle diese Beobachtungen und Erfahrungen bezeugen: der Taubstumme besitzt eine innere Fähigkeit, durch welche seine Seele Eindrücke von Tönen erhält, die ihn zu Vorstellungen befähigen, obgleich seinem Sinn die Fähigkeit, Töne und Klänge gleich den Hörenden von außen zu empfangen, mangelt. [C. T.]

Tirolerinnen. — An dem Tiroler Aufstande des Jahres 1809 betheiligten sich auch Mädchen und Frauen. Bei dem Kampfe im Sterzinger Moos befahl Andreas Hofer, daß sich die besten Scharfschützen hinter schwer beladenen Heuwagen verbergen sollten. Diese Wagen führten zwei Mädchen Namens Anna Zorn und Maria Pichler. Die Scharfschützen schossen nach und nach alle feindlichen Kanoniere weg und brachten so die Geschütze zum Schweigen. Als die Franzosen das Schloß Wiesberg am Eingange des Patznauner Thales angriffen, bot der Feldpater Stephan Kreismer auch die streitbaren Weiber des Thales auf, die unter Anführung seiner Schwester mit ihren Stutzen den Feinden großen Schaden zufügten. An dem Kampfe am Schönberg nahmen viele Weiber lebhaft mit Theil, und einer von ihnen wurde folgendes Zeugniß ausgestellt: „Anna Jäger von Schwatz hat mit unglaublicher Tapferkeit jederzeit gekämpft und sich dabei immer nüchtern, gehorsam und thätig bewiesen." [D.]

Malietoa, König von Samoa.

(Mit Porträt)

Die Samoakonferenz zu Berlin hat 1889 die Samoa-Inseln für ein unabhängiges und neutrales Gebiet erklärt und den Bürgern und Unterthanen der Vertragsmächte: Deutschland, England und Vereinigte Staaten von Nordamerika, Gleichheit der Rechte auf den Inseln zugesprochen. Trotzdem sind aber die Nordamerikaner dort im Geheimen unabläßig bemüht, die Vorhand zu gewinnen, und namentlich streben sie auch dahin, den jetzigen König Malietoa zu Gunsten seines Nebenbuhlers Mataafa zur Abdankung zu bewegen. Malietoa, dessen Porträt wir unseren Lesern vorführen, war ursprünglich nur einer der zahlreichen Häuptlinge und suchte dann die Rolle eines Königs zu spielen, ohne jedoch auf allen Inseln thatsächlich die Macht eines solchen ausüben zu können. Wegen wiederholter Justizverweigerungen und direkter Vertragsbrüche gerieth er mit den deutschen Kolonisten in Konflikt und wurde deswegen im August 1887 von einem deutschen Kriegsschiffe nach Kamerun und später nach Jaluit gebracht. Erst im August 1889 durfte er wieder nach Apia zurückkehren, wo er nun am 10. Dezember 1889 durch die Konsuln des deutschen Reiches, Großbritanniens und der Vereinigten Staaten von Neuem zum Könige proklamirt wurde. Neuerdings hat Mataafa ihm vorgeschlagen, ihre beiderseitigen Ansprüche auf die Königswürde der Entscheidung des Volkes zu unterstellen.

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 30.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 28:
Im lauten Marktlärm unserer Tage wird es immer schwerer, auf die leisen Stimmen in unserer Brust zu lauschen.

Scherz-Räthsel.

Es wollten Hans und Grete
Gern ungestöret sein,
Da ward's mit L erkoren
Zu ihrem Stelldichein.
Sein Gretchen nannt' mit T es
Der Hansel zärtlich da. —
Ein Mond entschwand, und Grete
Kam unter das mit H. [E. Milius.]

Auflösung folgt in Nr. 30.

Auflösung von Nr. 28:
des Diamant-Räthsels: Gutenberg;

```
        G
      Z U G
    R A T T E
  B E N E D I X
G U T E N B E R G
  A R A B I E N
    K R E B S
      A R M
        G
```


Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung,
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.